

man meist mechanisch spricht, und dass das Gedächtniss das Automatische am schwersten behält. — Nach D. ist es die Empfindung des Gegensatzes zwischen Traum und Wachen, welche das Bewusstsein und die Erinnerung an den Traum hervorbringt. Also die Differenzirung des Traum- und wachen Zustandes würde die Bedingung für die Erinnerung sein. Diese Trennung kann während des Erwachens stattfinden, oder im Wachen vor einem späteren Traume, oder während des Traumes, indem man träumt, dass man träumt.

Meiner Ansicht nach hat DUGAS Recht gegenüber der Hypothese von GOBLOT. Interessant wäre es gewesen, wenn D. noch eine Art von Erinnerungen an Träume berücksichtigt hätte, nämlich diejenigen Fälle, vor denen man sich während des Träumens entsinnt, dass man dasselbe Ereigniss ganz oder theilweise schon früher einmal oder einige Male erlebt hat, ohne dass es Einem jedoch klar wird, dass dies in einem früheren Traume geschehen ist.

M. GIESSLER (Erfurt).

CH. DUNAN: *L'âme et la liberté*. *Rev. philos.* Bd. 44. S. 1—33, 129—158. 1897. Nr. 7 u. 8.

Verf. versucht es, die Probleme der Seele und Freiheit metaphysisch abzuleiten. Dies geschieht zunächst mit Bezug auf die Seele: Die phänomenale Welt wird von zwei Grundgesetzen dirigirt, den Gesetzen der Ursächlichkeit und Zweckmässigkeit. Beide Gesetze gelten absolut. Für die absolute Geltung des ersten werden drei Beispiele beigebracht. Die Unbestimmbarkeit der Naturphänomene nach Qualität und Quantität rührt daher, dass die Ursache, welche jedes Phänomen hervorbringt, das Unendliche selbst ist. Auch die Lage eines Körpers lässt sich nicht genau bestimmen, weil sie vom Totalraum abhängt. Endlich ist die Bewegung eines Körpers nur eine Funktion der Bewegung aller Körper auf ein Mal. Dass das Gesetz der Zweckmässigkeit absolut gelten muss, sieht man daraus, dass die Phänomene in der Welt einander koordinirt sind. Sie müssen koordinirt sein. Denn wäre die Welt ein Chaos, so würde das organische Leben nicht möglich sein. Die Zweckmässigkeit kann jedoch nicht intentionell sein. Denn ein einzelnes Phänomen kann sich nicht mit allen anderen Phänomenen in Beziehung setzen. Dazu würde eine grenzenlose Plastizität gehören. — Es fragt sich weiter, in welcher Weise ein einzelnes Phänomen durch kausale und finale Gesetze hervorgebracht wird. Die Unendlichkeit kann ein Phänomen nicht realisiren, weil das Phänomen schon selbst zur Unendlichkeit gehört. Auch kann eine Unendlichkeit von Ursachen keinen endlichen Effekt hervorbringen. Nur eine vereinheitlichte universelle Kraft, d. h. eine Seele, kann ein Phänomen erzeugen. Die beiden Attribute der Seele sind Leben und Gedanke. Das Leben bietet zwei Seiten, zunächst die Produktion der Phänomene, sodann einerseits die Folge und Entwicklung, andererseits die Ordnung der Phänomene in Beziehung zu einander. Ersteres ist die dynamische, letzteres die statische Seite des Lebens. Unter Gedanken muss man hier den spontanen Gedanken verstehen, d. h. einen solchen, welcher sich nicht kennt, welchen kein Bewusstsein begleitet. Ein solcher Gedanke beherrscht z. B. den lebenden Körper. Der reflexive Gedanke dagegen betrachtet sich selbst, beurtheilt

sich, und indem er sich beurtheilt, modifizirt er sich. Die Weltseele ist Gott. Er schafft die Monaden und dadurch die Phänomene des Himmels und der Erde, weil letztere nur phänomenale Entwicklungen der Monaden sind. Unsere Körper sind Schöpfungen unserer Seelen. — Für die Phänomene bestehen die Gesetze der partiellen Ursächlichkeit und Zweckmässigkeit, sie entsprechen z. B. auch dem Dualismus unserer empirischen Fakultäten, Intelligenz und Sensibilität. Die Intelligenz hat als Funktion die Bestimmung der idealen, abstrakten Gesetze, welche die Phänomene beherrschen, der Sensibilität entspricht die Ordnung, Harmonie und Schönheit, mit anderen Worten die Zweckmässigkeit. Die beiden einzig wirkenden Kategorien von den Kategorien KANT'S sind Ursächlichkeit und Zweckmässigkeit. Denn sie sind bei den einzigen Arten, durch welche die Phänomene sich bedingen. Substanz und Modi entsprechen der Einheit und Universalität der Phänomene d. h. der Seele, welche in einer undefinirbaren Menge von Phänomenen zum Ausdruck kommt.

Nach diesen Betrachtungen über die Natur der Seele kommt Verf. auf die Freiheit zu sprechen. Die beiden Richtungen des freien Handelns bestehen: 1) in der Bestimmung der Seele (Monade) durch sich selbst nach dem Gesetz der Zeit, 2) in der Bestimmung der Monaden unter sich im Verhältniss der Nothwendigkeit, in der sie sich befinden, um ein einiges Universum zu konstituieren. Fragen wir zunächst, woher der Einklang der Monaden mit der Einheit des Universums rührt, so können wir LEIBNITZ nicht Recht geben, welcher eine prästabilierte Harmonie annimmt, kraft deren die Monaden die Phänomene harmonisch hervorbringen, ohne irgend welchen Einfluss von aussen zu erfahren. Denn eine Harmonie der Phänomene beweist noch nicht die Harmonie der Monaden. Diese ist nur möglich, wenn wir uns die Einflüsse der Monaden als Willenseinflüsse vorstellen. Durch den Willen üben die höheren Monaden auf die niederen stärkere Einflüsse aus, als sie von jenen erfahren, ausserdem beeinflusst jede Monade durch den Willen auch ihr eigenes Geschick. Auf diese Weise wird das gemeinsame Geschick bestimmt. — Die Seele d. h. die universelle Natur, soweit sie eine einzige ist, bringt alle Phänomene hervor: 1) die äussere Natur, 2) die organisirten Körper, 3) die beseelten Wesen. Die Phänomene der Natur werden am meisten vom Unendlichen bestimmt. Auch die organisirten Körper werden durch die ganze Reihe der Antezedentien bestimmt. In den beseelten Wesen haben wir eine Reihe von spontanen Akten, wobei die vorangehenden die folgenden bestimmen, aber nicht vollständig. Die Erklärung des Reellen durch die Ursachen und Gesetze lässt ein Residuum, welches unendlich wenig vermindert werden kann, welches aber nicht auszulöschen geht. — Bei den organisirten Körpern und bei den Monaden finden wir solche Residua, wenn wir die Wirkungen des morphologischen Gesetzes betrachten. Das morphologische Gesetz bewirkt nur, dass im lebenden Organismus zwischen den auf einander folgenden Zuständen Aehnlichkeit besteht, keine Gleichheit. Also Determinismus ist vorhanden, gleichzeitig aber Indeterminismus. In der Monade bilden die jeweiligen Zustände eine Welt für sich, welche sich von den vorangegangenen geradeso unterscheiden wie zwei Monaden. Die unbegrenzte Vielfältigkeit dieser Zustände bildet die Einheit der Monade. Im

Seelenleben bildet der Charakter das morphologische Prinzip. Auch hier beobachten wir eine gewisse Konstanz der Aeusserungen, aber ebensogut gewisse Abweichungen. Damit ein Wesen frei sei, muss es Nachdenken besitzen.

Das sind ungefähr die Grundgedanken der interessanten Abhandlung. Wie die Freiheit der Seele mit der Erweiterung des Denkens fortschreitet, findet man sehr verständig dargestellt bei P. CARUS in seiner Schrift über das Selbstbewusstsein.
M. GIESSLER (Erfurt).

WOOD HUTCHINSON. **The Value of Pain.** *The Monist.* Vol. VII (4), S. 494 bis 504. July 1897.

Verf. erblickt im Schmerz- und Unlustgefühl eine der Haupttriebfedern des Lebens. Schon das unscheinbare Protoplastmklümpchen fühlt den Schmerz und weicht ihm und damit der Gefahr aus. Den Menschen belehrt ein körperliches Weh, dass und wo er erkrankt ist, und nöthigt zur Schonung der leidenden Organe. Qualen und Sorgen erwecken das Streben, sie zu beseitigen; sie machen erfinderisch, veranlassen die Bildung von Gesellschaften und Staaten zwecks gemeinschaftlicher Abwehr und führen zur fortschreitenden Entwicklung von Moral, Kunst und Wissenschaft. Mit einem Worte: „Der Schmerz ist die Mutter des Geistes.“

SCHAEFER (Rostock).

HENRY RUTGERS MARSHALL. **I. The Religious Instinct, II. The Functions of Religious Expression.** *Mind.* VI (21 und 22), S. 40—58 und 182—203. 1897.

Nach einer ebenso klaren, wie fesselnden Analyse der mannigfachen im Leben wirksamen Instinkte, der individualistischen wie der sozialen, ihres Gegensatzes und ihrer Tendenz, sich einander unterzuordnen, sucht der rühmlichst bekannte Verfasser zu zeigen, dass auch die religiösen Bethätigungen nichts anderes sind als der Ausdruck eines freilich nur dem Menschen eigenen Instinktes. Diese Ansicht ist ja hier nicht zum ersten Male ausgesprochen, die Art aber, wie sie vom Standpunkt der Psychologie begründet wird, verdient als hervorragend lehrreich und zum grössten Theil auch einleuchtend Beachtung. Ein starkes Argument zu Gunsten der instinktiven Natur der religiösen Bethätigungen liege in ihrer Universalität innerhalb der Sphäre menschlichen Seelenlebens, — selbst wenn man zugiebt, dass die Masse des Volkes zu religiösen Aeusserungen durch die Gewohnheiten derer beeinflusst wird, welche ihr junges Leben leiteten. Und religiöse Funktionen im eigentlichen Sinne finden sich nur beim Menschen. Man beobachte zwar auch an Thieren Aeusserungen, die an Fetischverehrung erinnern; aber sie verrathen nur Affekte des Erstaunens oder der Furcht. Und falls man geltend machen möchte, dass namentlich der letztgenannte Affekt der Anfang auch menschlicher Religion gewesen sei, so lassen sich doch nicht alle Erscheinungsformen dessen, was wir heute Religion nennen, daraus herleiten. Vielmehr erweisen sich die religiösen Handlungen als Ausdrücke einer Kraft, die wie die anderen Instinkte durch die Natur des gesammten menschlichen Organismus, den wir erblich